

Dr. Monika Hölscher (Hg.)

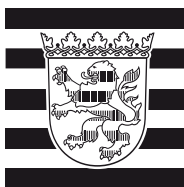
Die ehemalige
Landsynagoge Roth
und
Gedenkstätte und
Museum Trutzhain



Heft 2 / 2013

**Hessische Landeszentrale
für politische Bildung**

HESSEN



Hessische GeschichteN 1933–1945

Die Reihe „Hessische GeschichteN 1933–1945“ wird mehrmals pro Jahr Menschen und Orte vorstellen, die die nationalsozialistische Zeit von 1933 bis 1945 näher beleuchten. Der Schwerpunkt wird dabei auf der Arbeit der zahlreichen Gedenkstätten- und Erinnerungsinitiativen in Hessen liegen.

Die Schriftenreihe „Hessische GeschichteN 1933–1945“ erscheint als Eigenpublikation der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, Referat 2/III „Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus / Zeitgeschichte / Rechtsextremismus“, Tausnusstraße 4-6, 65183 Wiesbaden, Tel. 0611/32-4030, www.hlz.hessen.de

Herausgeberin: Dr. Monika Hölscher

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der HLZ dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Heft 2: Die ehemalige Landsynagoge Roth und Gedenkstätte und Museum Trutzhain
Autorinnen und Autoren: Karin Brandes, Hans Gerstmann, Monika Hölscher, Annegret Wenz-Haubfleisch

Gestaltung: Grafik & Satz, Wiesbaden, www.dr-g-schmidt.de, 0611-2043816

Druck: Dinges & Frick, Wiesbaden

Erscheinungsdatum: Juni 2013

Auflage: 2.000

ISBN: 978-3-943192-12-4

ISSN: 2195-5956

Titelfoto: Trutzhain, Tor des Waldfriedhofs. Foto: Monika Hölscher

20 Jahre Gedenkarbeit des Landes Hessen 1993–2013

Ende 1992 beschloss der Hessische Landtag auf Initiative des damaligen SPD-Abgeordneten und früheren Sozialministers Armin Clauss mit Zustimmung aller Fraktionen, der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung die auf dem Gebiet der Gedenkarbeit und der zeitgeschichtlichen Aufklärung über die NS-Zeit zu leistenden Aufgaben zu übertragen und diese entsprechend finanziell auszustatten. Hessen war damit eines der ersten Bundesländer, das sich seiner Verantwortung stellte, an die zahllosen Opfer des NS-Regimes in den Städten und Gemeinden sowie in den unterschiedlichen Haftstätten und Lagern zu erinnern und ihr Andenken zu bewahren. Zu Beginn der 1990er Jahre war die Beschäftigung mit den Schrecken des Nationalsozialismus vor der eigenen Haustüre noch keineswegs selbstverständlich und wurde mancherorts mit Misstrauen und Ablehnung betrachtet.

Bereits in den Jahren zuvor hatte die Landeszentrale nicht nur die damals zunehmend stärker nachgefragten Besuche in Gedenkstätten durch Schul-, Jugend- und Erwachsenengruppen inhaltlich und finanziell unterstützt. Auch die Gedenkstätten Breitenau und Hadamar waren in die Förderung seitens des Landes aufgenommen worden. Hinzu kamen in den Folgejahren das Dokumentations- und Informationszentrum Stadtallendorf sowie die Gedenkstätte und das Museum Trutzhain. Diese vier Gedenkstätten, die exemplarisch für unterschiedliche Verfolgungstatbestände und Opfergruppen stehen, werden seither mit jährlichen Zuwendungen für ihre wichtige historisch-politische Bildungsarbeit unterstützt. Darüber hinaus fördert die Landeszentrale einzelne Projekte der zahlreichen Gedenkeinrichtungen im Land, die seither auf ehrenamtlicher Basis entstanden sind und die in dieser Schriftenreihe vorgestellt werden.

Hessen verfügt über keine NS-Gedenkstätten in eigener Trägerschaft. Auf seinem heutigen Territorium befand sich keines der großen Konzentrationslager, wohl aber ein Netz von Zwangseinrichtungen unterschiedlicher Art. Es ist das Verdienst der mit Ausdauer und hohem Engagement tätigen lokalen und regionalen Initiativen, dass wir in Hessen heute viele Details zur NS-Herrschaft in unseren Kommunen kennen und in der Lage sind, die Opfer dem Vergessen zu entreißen. Dafür sei allen, die daran mitgewirkt haben und weiterhin mitwirken, herzlich Dank gesagt.

Zwanzig Jahre Gedenkarbeit des Landes Hessen bedeuten auch Verpflichtung für die Zukunft. Wer die Vergangenheit auf sich beruhen lasse, darauf wies der Schriftsteller Jean Améry, selbst Opfer des NS-Terrors, vor nahezu fünfzig Jahren hin, laufe Gefahr, dass sie „auferstehen und zu neuer Gegenwärtigkeit werden könnte“. Diese Gefahr ist bis heute nicht gebannt.



Renate Knigge-Tesche

Annegret Wenz-Haubfleisch:

Die jüdische Gemeinde in Roth, ihre Synagoge und ihr Friedhof

Juden in Roth – eine rund 350-jährige Geschichte

Zusammen mit Wenkbach und Argenstein bildete Roth etwa seit dem Spätmittelalter das sogenannte Schenkisch Eigen. Diese drei Dörfer unterstanden dem Adelsgeschlecht der Schencken zu Schweinsberg, das sich nach seinem östlich Marburgs gelegenen Stammsitz nannte. 1594/1595 werden in einem landgräflichen Türkensteuerregister erstmals Juden im „Eigen“ erwähnt. Danach hatten dort sieben von ihnen 200 Gulden zu versteuern und jeweils ½ Gulden Kopfsteuer zu zahlen. Einige, wenn nicht alle, werden damals in Roth ansässig gewesen sein, sind doch in späterer Zeit Juden ausschließlich in Roth nachweisbar. Die Schencken besaßen ein Privileg Kaiser Ludwigs des Bayern vom 27. Januar 1332, das ihnen gestattete, in ihrer Stadt Schweinsberg vier Juden anzusiedeln. Dieses dürften sie zur Grundlage genommen haben, um auch in ihren übrigen Besitzungen Juden Wohnrecht zu verleihen und sie in ihren Schutz aufzunehmen. Wenn explizite Quellenhinweise auch fehlen, so haben sie Juden doch sicher gezielt unter fiskalischen Gesichtspunkten angesiedelt, wie dies viele Adlige in dieser Zeit in Hessen wie in anderen deutschen Territorien taten und auf diese Weise das Landjudentum entstand.

Eine kontinuierliche Ansiedlung darf man seit Ende des 30-jährigen Krieges annehmen. Im 18. Jahrhundert sind für die erste Hälfte sogar recht hohe Einwohnerzahlen überliefert. Als die Landgrafen im Jahr 1744 eine zahlenmäßige Erfassung aller auf ihrem Territorium lebenden Israeliten durchführen ließen, wurden in Roth rund 38 Einwohner registriert, was einem Bevölkerungsanteil von etwa zehn Prozent entsprach. In der gesamten Landgrafschaft waren damals geschätzte 4.000 Juden ansässig. Ein Vergleich der Zahlen dieser „Judenstätigkeit“ lässt vermuten, dass im Oberfürstentum Marburg prozentual gesehen die meisten Juden in Roth lebten. Die Erhebung hatte nicht zuletzt das Ziel, wirtschaftlich schlecht gestellte Israeliten des Landes zu verweisen. So kam es auch in Roth zu einer erheblichen Dezimierung der jüdischen Bevölkerung, da nur zwei von ihnen der weitere Aufenthalt im Dorf gestattet wurde. Eine allmähliche Vergrößerung der jüdischen Gemeinde setzte erst wieder im beginnenden 19. Jahrhundert ein. Sie wuchs bis um 1850 auf etwa sechs Familien mit über 50 Personen an und erreichte hierdurch wieder ungefähr zehn Prozent der Einwohnerschaft Roths.

1824 wurde Roth Sitz der Synagogengemeinde Fronhausen, Lohra und Roth. Das Miteinander war jedoch nicht immer harmonisch, und so spalteten sich die beiden anderen Gemeinden Ende des Jahrhunderts ab.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert waren Juden durchaus in das Dorfleben integriert. Wir finden sie in den örtlichen Vereinen, als Mitglieder im Gesangverein und im Turn-, später auch im Fußballverein. Beide Seiten berichten von konfliktfreiem Miteinander in den 1920er Jahren. Nach der Machtübernahme Hitlers wurden diese Beziehungen Zug um Zug zerstört, Kinder in der Schule schikaniert, Freunde und Nachbarn gemieden, wirtschaftliche Lebensgrundlagen entzogen.

Nach einer Statistik vom 20. Januar 1936 betrug der jüdische Bevölkerungsanteil noch 29 Personen. Bis zum Frühjahr 1939 gelang elf von ihnen die Auswanderung nach Südafrika, in die USA und nach Großbritannien. 1941 wurde Roth Ghetto-Dorf im Zuge der Konzentration der jüdischen Bevölkerung des Landkreises Marburg in bestimmten Orten. Die in der Kleinstadt Neustadt lebenden jüdischen Familien wurden nach Roth bzw. nach Fronhausen umgesiedelt und bei den verbliebenen jüdischen Familien zwangseinquartiert. Rother und Neustädter Juden wurden am 8. November 1941 in das Ghetto Riga, am 30. Juni 1942 in den Distrikt Lublin und am 6. September 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Von den aus Roth stammenden 15 Deportierten überlebte niemand die Shoah. Wie in den übrigen hessischen Dörfern entstand auch in Roth nach dem Zweiten Weltkrieg keine neue jüdische Gemeinde. Eine 350-jährige Geschichte wurde in wenigen Jahren gewaltsam beendet.

Zwei Synagogen, Mikwe und Friedhof

Die älteste Nachricht über eine Synagoge stammt aus dem erwähnten Kataster von Roth. Danach besaß Levi „ein Hauß, woran die Judenschule“. In die zugehörige Katasterkarte, die 1766/1769 aufgenommen wurde, ist an der bezeichneten Stelle ein langgestrecktes, zusammenhängendes Gebäude eingezeichnet. Da dieser Kultraum eindeutig nicht in das Wohnhaus integriert, sondern ihm angefügt war, wird man ihn bereits als Synagoge bezeichnen dürfen. Die Kultstätte befand sich jedoch in Privatbesitz.

Im Herbst 1832 finden wir das Wohnhaus samt Synagoge in Schutt und Asche. Der Eigentümer Herz Stern kaufte sich nach dem Brand an anderer Stelle im Dorf ein ansehnliches Gehöft und überließ das Grundstück der Synagogengemeinde zum Bau eines neuen Gotteshauses. Im November 1833 lag die Bauzeichnung vor, die Zimmerarbeiten waren vergeben und das nötige Geld aufgenommen. Die Kosten wurden mit 510 Reichstaler, 11 Albus und 6 2/3 Heller veranschlagt. Wann die Bauphase abgeschlossen war, ist unbekannt. Da vom Herbst 1838 ein Streit über die Verteilung der Betstände in der Synagoge überliefert ist, muss sie zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt gewesen sein. Es ist aber kaum anzunehmen, dass der kleine und sicher einfach aufzurichtende Bau fünf Jahre in Anspruch nahm.

Dieses Gebäude steht noch heute und hat mit Ausnahme seiner gesamten Inneneinrichtung die Pogromnacht überstanden. Es handelt sich um einen rechteckigen Bau mit

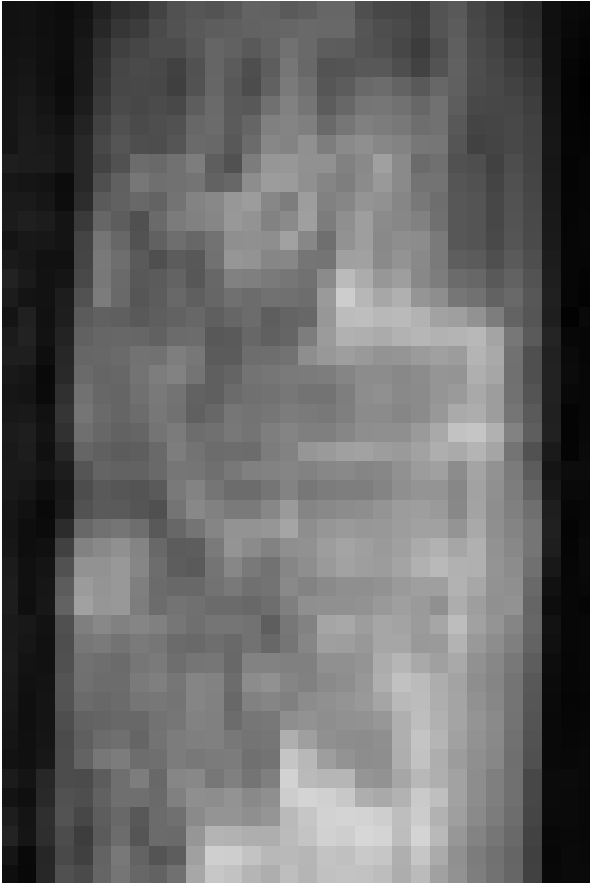
einer Fläche von rund 45 qm. Auf einem Sandsteinsockel befindet sich eine Fachwerkkonstruktion, auf der Westseite ist eine schmale Frauenempore eingezogen, die von zwei Holzsäulen getragen wird und nur durch eine Außentreppe erreichbar ist. Auch in den Hauptraum gelangt man über eine kleine Treppe. Die nördlichen und südlichen Wandflächen sind durch je ein hohes Rundbogenfenster in symmetrischer Anordnung gegliedert, die Ostseite durch zwei gleich hohe Rundbogenfenster sowie einen kleinen Halbbogen in der Mitte über dem Thoraschrein. Auf der Westseite befinden sich wegen der Frauenempore zwei kleinere Fenster, das obere ebenfalls rundbogig. Überdacht ist die Synagoge mit einem Walmdach. Ähnlich wie in anderen Orten Hessens bedienten sich die Errichter des regionaltypischen Fachwerkbbaus mit klassizistischen Elementen.

Aus der Erbauungszeit existieren weder Nachrichten über die Inneneinrichtung, die Farbfassung der Wände noch die äußere Erscheinung. Vor ihrer Schändung waren die Süd- und die Westseite verschiefert, die Nord- und die Ostseite hell verputzt. Im Inneren sind zwei Farbfassungen erhalten. Als man die jüngere anbrachte, beließ man offenbar den Almemor sowie eine Reihe Bänke an Ort und Stelle, die sich nun an den Wänden in der alten Farbfassung abzeichnen. Es handelt sich um einen kühl wirkenden hellblauen Anstrich mit roten floralen Mustern, der dem Jugendstil zuzurechnen ist. Eine warme und feierlich anmutende rotbraune Farbfassung mit abstrakten goldbronzefarbenen Bogenmustern auf den Wandflächen und zwei Inschriften in Schwarz auf der Nord- und der Südseite sowie einem direkt unterhalb des Gewölbes umlaufenden Wandfries aus kleinen blauen Spitzbögen auf rotem Grund zeigt Anklänge an den Stil des Art déco der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Genauere zeitliche Einordnungen sind jedoch nicht möglich. Die Inschrift auf der Südseite ist 3. Mose 19, 18 entnommen und bedeutet „Liebe Deinen Nächsten, denn er ist wie Du“, die der Nordseite entstammt Psalm 26,8 und bedeutet „Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, wo Deine Ehre wohnt.“ Das holzverschaltete Gewölbe zierte, typisch für Synagogenarchitektur, ein blauer „Himmel“ mit verschiedenartigen goldenen Sternen und einer großen goldenen Sonne. Auch hier ist eine genauere Datierung nicht möglich.

An festen Einrichtungsgegenständen hatte die Synagoge zwölf Männerbänke, zu beiden Seiten eines Mittelgangs angeordnet, eine Bima und einen Thoraschrein. Als bewegliche Gegenstände waren vorhanden: Thorarollen mit Mänteln, Vorhänge für den Thoraschrank, Decken für das Vorlesepult, stehende und hängende Leuchter, Wandleuchter, Gebetbücher, Schofare und Thorawimpel.

Zur Synagoge gehörte auch eine Mikwe, die seit dem Ende des 19. Jahrhundert belegt ist. Sie befand sich noch bis in die 1950er Jahre in dem kleinen, hinter der Synagoge gelegenen Hofraum.

Ihre Toten setzten die Rother Juden auf einem jenseits der Lahn, hoch auf dem Berg gelegenen und bereits 1766/1769 belegten Friedhof bei. Auch dieser wurde in der NS-Zeit



Stützsäule mit Axteinschlägen, die bei den Zerstörungen während der Pogromnacht entstanden.

Foto: A. Wenz-Haubfleisch

massiv geschändet. Viele Grabsteine dürften sich heute nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort befinden.

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1938 fiel die Synagoge Roth der Zerstörungswut von SA-Angehörigen zum Opfer. Das Datum ist mehrfach in Akten überliefert, folglich gehörte auch Roth zu den Orten, an denen der Pogrom früher als im übrigen Deutschen Reich entfesselt wurde. Nach Zeitzeugenaussagen drangen am späteren Abend SA-Leute aus umliegenden Dörfern und aus Roth in die Synagoge ein, demolierten sie vollständig und warfen die aufgezählten Kult- und Einrichtungsgegenstände auf die Straße. Am nächsten Tag sollen sie an einem Platz an der Lahn verbrannt worden sein. Ein Brandanschlag erfolgte wegen der engen Bebauung und der Gefahr des Übergrei-

fens auf benachbarte Gehöfte nicht. Die Aufräumarbeiten musste die jüdische Gemeinde selbst finanzieren; hierfür stellte ihr die Gemeinde Roth 30 Mark in Rechnung.

Anmerkung:

Die wesentlichen Quellen zur Geschichte der Rother jüdischen Gemeinde verwahrt das Hessische Staatsarchiv Marburg in einer Vielzahl von Beständen; besonders dicht ist die Überlieferung im Bestand Landratsamt Marburg (180 Marburg); für Besitzverhältnisse und Topografie sind Katasterkarten und Kataster von Interesse. Weitere Quellen befinden sich im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden (siehe für die Staatsarchive: www.hadis.hessen.de) und im Archiv der Gemeinde Weimar. – Ausgewählte Literatur: Karl E. Demandt, Die hessische Judenstätigkeit von 1744, in: Hess. Jb. f. Landesgeschichte 23, 1973, S. 292–332; Herbert Kosog, Die Juden von Roth, in: Heimatwelt. Aus Vergangenheit und Gegenwart unserer Gemeinde, H. 5, Weimar 1979, S. 11–21; Barbara Wagner u.a., Die jüdischen Friedhöfe und Familien in Fronhausen, Lohra, Roth, Marburg 2009; B. Händler-Lachmann/U. Schütt, „unbekannt verzogen“ oder „weggemacht“. Schicksale der Juden im alten Landkreis Marburg 1933–1945, Marburg 1992; B. Händler-Lachmann/H. Händler/U. Schütt, Purim, Purim, ihr liebe Leut, wißt ihr was Purim bedeutet? Jüdisches Leben im Landkreis Marburg im 20. Jahrhundert, Marburg 1995.

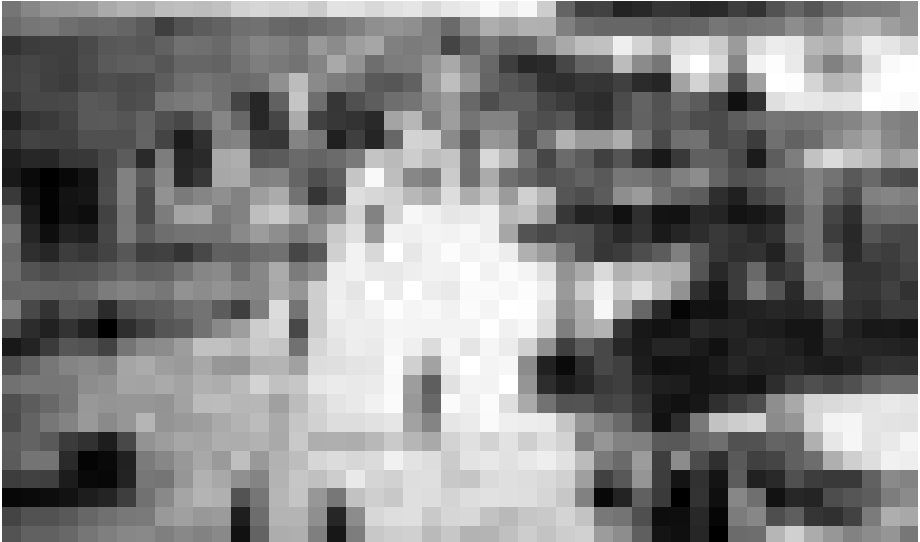
Karin Brandes:

Das STALAG IX A Ziegenhain

Schon wenige Wochen nach Beginn des Zweiten Weltkriegs erfolgte am 26. September 1939 der Aufbau des Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlagers (STALAG IX A) Ziegenhain auf einer bis dahin als Kreisjungviehweide genutzten Fläche. Auf einem Gesamtareal von 47 ha entstand binnen weniger Monate das erste durch Stacheldraht und Wachtürme gesicherte Kriegsgefangenenlager im Wehrkreis IX. Zunächst dienten Zelte zur Unterbringung der Gefangenen, der Ausbau mit Fachwerkbaracken begann im Frühjahr 1940.

Das STALAG IX A Ziegenhain war eines von insgesamt 83 Stammlagern im damaligen Reichsgebiet für Unteroffiziere und Mannschaften. Mit zeitweilig mehr als 11.000 Insassen und über 43.000 registrierten Kriegsgefangenen in mehr als 3000 externen Arbeitskommandos und Außenlagern war es das größte der drei zum Wehrkreis IX gehörenden Lager (STALAG IX B Bad Orb, STALAG IX C Bad Sulza). Wie alle Kriegsgefangenenlager unterstand es dem Oberkommando der Wehrmacht. Das STALAG Ziegenhain war Teil des gigantischen NS-Lagersystems und erfüllte als Mittel der Ausgrenzung, Überwachung und Ausbeutung eine zentrale Funktion innerhalb der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. Zur Aufgabe der Gedenkstätte Trutzhain gehört es, diese Zusammenhänge aufzuzeigen.

Im STALAG IX A Ziegenhain waren von 1939 bis 1945 Kriegsgefangene nahezu aller kriegsbeteiligten Nationen festgesetzt: Polen, Holländer, Belgier, Franzosen, Engländer,



Die Lagerstraße 1942.

Foto: Gedenkstätte und Museum Trutzhain

Südosteuropäer (Kroaten und Serben), Sowjets. Ab 1943 wurden zudem italienische Militärinternierte (IMI) und ab 1944 amerikanische Soldaten im Lager Ziegenhain interniert. Die Franzosen stellten ab 1940 die größte Gruppe mit durchschnittlich etwa 32.000 registrierten Gefangenen – unter ihnen befand sich der spätere französische Staatspräsident François Mitterrand.

Nach dem Angriff der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion gelangten sowjetische Kriegsgefangene nach Ziegenhain. Die ersten Kontingente kamen im Oktober 1941 aus den berüchtigten Lagern X B Sandbostel und X D Wietzendorf, wie neuere Forschungen zeigen. Mit ihrer Ankunft wurden die letzten vier Barackenreihen als so genanntes „Russenslager“ durch Stacheldraht vom Hauptlager abgetrennt. In diesem gesonderten Bereich hatten die sowjetischen Kriegsgefangenen und die ab September 1943 ebenfalls hier untergebrachten italienischen Militärinternierten unter besonders menschenunwürdigen Bedingungen zu leiden. Heute noch sind die Verbrechen an den sowjetischen Kriegsgefangenen im deutschen Geschichtsbewusstsein wenig präsent, und dies, obgleich sie nach den Juden die größte Opfergruppe in Europa waren: Zwischen 1941 und 1945 kamen in deutschem Gewahrsam mindestens 2,6 Millionen sowjetische Kriegsgefangene ums Leben [Keller, Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich, 2011].

Die systematische Ungleichbehandlung der einzelnen Gefangenengruppen, die im deutlichen Widerspruch zur Genfer Konvention stand, ist ein zentrales Thema der Gedenkstätte. Übermäßig viele sowjetische Soldaten starben an den Folgen von Hunger, Miss-

handlungen oder durch Seuchen. Etwa 1.000 sowjetische Kriegsgefangene des STALAG IX A und seine Arbeitskommandos wurden an das Konzentrationslager Buchenwald überstellt und viele von ihnen dort ermordet. Die Lagerleitung und die Gruppe Abwehr des STALAG Ziegenhain unterstützten die Gestapo Kassel bei der „Selektion“ von (politisch) unerwünschten Rotarmisten (Kommissare, Intelligenzler, Juden etc.) [DD/WASSt, Abt. Ia (3), Hauptkartei].

Die Einhaltung der in der Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung festgeschriebenen Richtlinien zum Umgang mit Kriegsgefangenen wurde in regelmäßigen Abständen bei Visitationen im Lager u. a. durch das Internationale Rote Kreuz überwacht (für das STALAG IX A liegen zwölf dieser Berichte vor). Diese Kontrollen gewährleisteten halbwegs erträgliche Bedingungen im Hauptlager für die westlichen Kriegsgefangenen. So war es ihnen u. a. möglich, durch Hilfsleistungen ihrer Familien und des Roten Kreuzes zusätzliche Verpflegung zu erhalten.

Ein weiteres Thema der Gedenkstätte zeigt den massenhaften Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen, da eine der zentralen Aufgaben der Stammlager neben der Verwahrung der Soldaten in der Organisation des Arbeitseinsatzes bestand. Eine Ausnahme galt für Unteroffiziere und Geistliche, sie waren laut Genfer Konvention vom Arbeitseinsatz ausgeschlossen. Berichte französischer Kriegsgefangener belegen, dass das Völkerrecht auch in diesem Punkt vielfach missachtet wurde [Archive National Paris, Bericht Louis Paulin, 1955].

Unter den im Reichsgebiet während der NS-Diktatur registrierten mehr als zehn Millionen ausländischen Arbeitskräften waren etwa ein Viertel Kriegsgefangene. Insbesondere für den nord- und mittelhessischen Raum übernahm das STALAG IX A Ziegenhain die Verteilung der Kriegsgefangenen zum Arbeitseinsatz. Eine Außenstelle des Arbeitsamtes Marburg koordinierte im Lager die Zuweisung der Gefangenen in die jeweiligen Arbeitskommandos und Arbeitsstellen. Zahlreiche Schreiben liegen vor, in denen Firmen, aber auch Privatpersonen „billige“ Arbeitskräfte anfordern. Kriegsgefangene des STALAG arbeiteten in der Landwirtschaft, bei den Kommunen oder in Handwerksbetrieben und im weiteren Kriegsverlauf ab 1940/1941 zunehmend in der Industrie, im Straßen- und Schienenbau.

Die Arbeitsbedingungen waren je nach Einsatzort und nationaler Zugehörigkeit der Kriegsgefangenen sehr unterschiedlich. Begehrt waren, nach Aussage von Zeitzeugen, Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft, da sie eine bessere Verpflegung und menschlichere Behandlung versprachen.

Im deutlichen Widerspruch zur Genfer Konvention stand der Einsatz von Kriegsgefangenen für die deutsche Kriegswirtschaft, dennoch wurden insbesondere sowjetische und serbische Gefangene sowie italienische Militärinternierte (diese galten nach dem Sturz Mussolinis 1943 als Verräter) u.a. in den Munitionsfabriken in Allendorf (heute Stadtal-

lendorf), bei Buderus in Wetzlar oder Henschel in Kassel eingesetzt und ihre Arbeitskraft schonungslos ausgebeutet. Wie viele Kriegsgefangene des Lagers Ziegenhain zwischen 1939 und 1945 Zwangsarbeit verrichten mussten, lässt sich nicht abschließend feststellen. Nachgewiesen ist jedoch, dass sich allein im September 1944 43.411 Männer (81%) in Arbeitskommandos außerhalb des Lagers Ziegenhain befanden [BA-MA Freiburg, Best. 184 u. RW 6 v. 450-453].

Das STALAG IX A Ziegenhain wurde am 30. März 1945 durch amerikanische Truppen befreit. Ein weiterer Ausstellungsbereich des Museums zeigt die folgende Nachkriegsnutzung des Lagers als amerikanisches Internierungslager Civil Internment Camp 95 (1945-1946), als Durchgangslager für jüdische Überlebende der Shoah (DP-Camp, 1946-1947) und schließlich als Flüchtlingsiedlung Trutzhain (1948-1951) bis zur Gründung der Gemeinde Trutzhain am 1. April 1951.

Bis heute wird nur an wenigen Orten in Hessen an das Schicksal der jüdischen Displaced Persons (DP) im Nachkriegsdeutschland erinnert, obwohl es in zahlreichen hessischen Städten und Dörfern nach Kriegsende für eine kurze Zeit jüdische DP-Gemeinden und spezielle DP-Lager gab. Eines dieser Lager war ab August 1946 das DP-Camp 95-443 Ziegenhain, in dem bis zur Schließung Ende November 1947 durchschnittlich 2.000 Bewohner lebten. Es waren vor allem polnische Juden, die nach dem Pogrom von Kielce im Sommer 1946 in das DP-Lager Ziegenhain kamen. Es unterstand der US-Army, Hilfsorganisationen entsandten medizinisches Personal und Pädagogen nach Ziegenhain. Dem DP-Camp angeschlossen war ein TBC-Hospital im Steinatal (der heutigen Melanchthon-Schule). Durch die heterogene Zusammensetzung – Säkulare und Orthodoxe, Zionisten, Junge, Alte und Kinder – wurde das DP-Camp zu einem lebendigen jüdischen Zentrum: In den 15 Monaten, in denen das Lager bestand, entwickelte sich ein reges religiöses, kulturelles und politisches Leben, das half, die Gegenwart im Lager sinnvoll für die Zukunft zu nutzen. Noch heute finden sich Spuren dieser Zeit in Form von Wandmalereien (Davidsterne) an den Decken einiger Häuser.

Hans Gerstmann:

Die Lagerfriedhöfe von Trutzhain

Für das STALAG IX A wurden zwei Friedhöfe angelegt, da nach damaliger Auffassung die „Untermenschen“ – sowjetische Kriegsgefangene – nicht auf dem eigentlichen Friedhof „beerdigt“ werden sollten.

Lagerfriedhof I, auf dem auch zur Stalagzeit die Toten in einfachen Holzsärgen zur Mittagszeit, um das Glockengeläut der Dorfkirchen zu nutzen, mit religiösem Zeremoniell

begraben wurden, ist heute der Gemeindefriedhof von Trutzhain. Die Trutzhainer erreichten, dass die noch vorhandenen polnischen und jugoslawischen Toten, die nach Kriegsende nicht in die Heimatländer überführt worden waren, auf den Kriegsgräberfriedhof Asbach bei Bad Hersfeld umgebettet wurden. Lediglich die trauernde Frau, das Mahnmal für die französischen Toten, entworfen von Hervé Mhun und René Coucy, und der ebenfalls von Franzosen gestaltete Eingangsbereich erinnern neben einer Tafel an den ehemaligen Lagerfriedhof.

Der „Russenfriedhof“, Lagerfriedhof II, wurde im Oktober 1941 angelegt, da zu diesem Zeitpunkt erste sowjetische Kriegsgefangene im STALAG IX A eintrafen. Aus Sicht der Roten Armee waren sie Kollaborateure, da „im Befehl Nr. 270 [Staatliches Verteidigungskomitee, 1941] angeordnet wurde, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Die letzte Patrone sollte für die Selbsttötung sein; Überlebende galten als Verräter. Darüber hinaus verfügte ein Nachfolgebefehl, dass Familienangehörige der „Verräter“ wie Geiseln zu behandeln und als „Ersatz“ in Verbannung verbracht bzw. in Straflager einzuweisen seien.“ [Ulrike Goeken-Haidl, Der Weg zurück, 2012, S. 16]

Im Gegensatz zu den anderen Kriegsgefangenen wurde für die „Russen“ eine Sonderbehandlung befohlen, da nach falscher Auslegung der Deutschen Wehrmacht die Genfer Konvention für sie angeblich nicht galt, weil Stalin diese nicht unterschrieben hatte. Französische Kriegsgefangene hatten die „Beseitigung“ der toten „Russen“ vorzunehmen und beschreiben dies wie folgt: Die in der Nacht verstorbenen lagen morgens im Russenlager nackt auf der Lagerstraße. Kameraden hatten ihnen, die nunmehr weder Kleidung noch Schuhwerk benötigten, alles abgenommen, um das eigene Überleben zu sichern. Die Leichen wurden mit einem Handwagen, wenn es mehrere waren, mit einem Ochsesgespann eines dazu befohlenen Bauern zum Russenfriedhof transportiert und dort in die schon vorbereiteten Gruben geworfen. Die Gräber, Einzel- und Massengräber, wurden fortlaufend mit Betonpflocken nummeriert. Ein abseits des russischen Gräberfelds gelegenes großes, ebenfalls russisches Massengrab ist in diese Nummerierung nicht einbezogen. Es gibt Hinweise darauf, dass es sich hierbei um das Grab handelt, das die „Transporttoten“ eines Transports von Ende November 1941 aufgenommen hat.

Das russische Gräberfeld umfasst 162 Einzel- und sechs Massengräber. Heute ist bekannt, dass auch in „Einzelgräbern“ mehrere Leichen verscharrt wurden. Vor dem großen Massengrab ist ein weiteres kleines Feld mit zehn Einzel- und zwei Massengräbern angelegt worden. Recherchen haben ergeben: Hier wurden Serben vergraben. Als Jugoslawen beerdigte man sie auf dem Lagerfriedhof I. Nachdem Hitler den Kroaten erlaubte, den Staat Kroatien aufzubauen, wurden aus den Jugoslawen Kroaten und Serben. Die Serben waren, nachdem der Kroatier Tito mit ihnen seine Partisanenkämpfe gegen die Wehrmacht organisierte, zu „Untermenschen“ geworden, und so mussten sie im Todesfall auf dem Lagerfriedhof II „entsorgt“ werden.

In der Mitte der Anlage vor den Serbengräbern entstand ab Oktober 1943 das italienische Gräberfeld. In 50 Einzelgräbern und einem Sammelgrab für zwölf Tote wurden hier die italienischen Militärinternierten (IMI) als „Verräter“ beerdigt. Ihre Gräber erhielten jedoch, im Gegensatz zu den russischen, Holzkreuze mit Kriegsgefangenennummer, Name, Geburts- und Sterbedatum.

Schließlich entstand unmittelbar links vom Eingang für 19 Franzosen und einen abgeschossenen amerikanischen Piloten ein weiteres Gräberfeld, da auf dem Lagerfriedhof I kein Platz mehr war. Die Franzosen sind am 23. März 1945 durch Beschuss eines US-Jagdflugzeugs zu Tode gekommen, weil ein Posten vom Lagerturm mit dem Maschinengewehr das Feuer auf diesen Flieger eröffnete [aus: Robert D'Arcy Townsend, Tagebuch, 1943–1945].

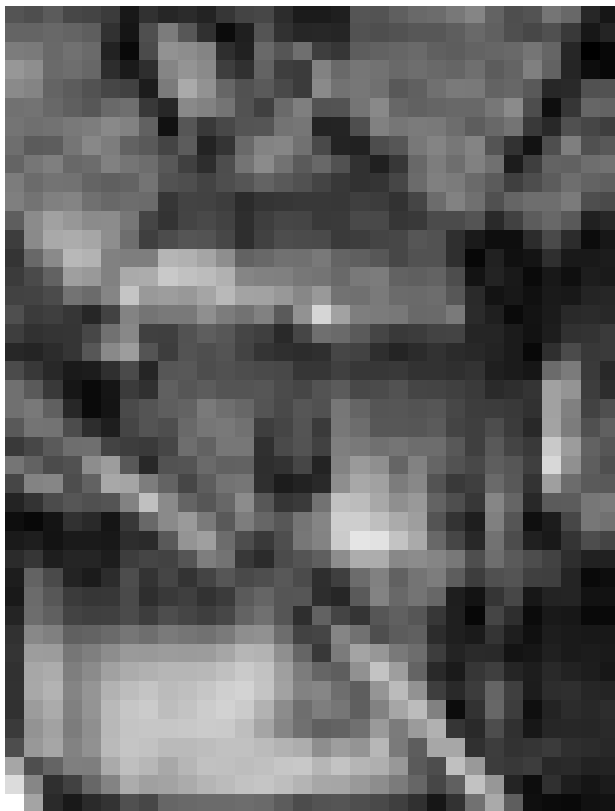
Auch nach der Befreiung durch die Amerikaner endete das Sterben nicht. Auf Befehl der US-Army wurde auf dem „Russenfriedhof“ rechts vom Eingang ein Gräberfeld für verstorbene Deutsche ausgewiesen, die nach der „Kontrollrats-Direktive 38“ im ehemaligen STALAG, jetzt CIC 95 interniert waren.

Im Januar 1946 entstand das letzte Gräberfeld vor den „Franzosengräbern“ für Verstorbene des inzwischen eingerichteten IRO-Hospitals, das in den Gebäuden des „Kindergärtner- und Hortnerinnenseminars“ im Steinatal, heute Melanchthon-Schule, untergebracht worden war. Die letzte Beerdigung fand im Februar 1949 statt. Beigesetzt wurde der noch nicht siebenjährige Iwan Stimkautz, der Sohn einer ehemaligen Zwangsarbeiterin.

Annegret Wenz-Haubfleisch:

Vom Holzdepot und Getreidespeicher zur Gedenk-, Lern- und Begegnungsstätte

Am 8. Februar 1939 wurde die Synagoge an einen Schreiner, der hintere Hofteil mit Mikwe an einen Landwirt verkauft. Der Schreiner nutzte sie als Holzlager. Später gelangte auch die Synagoge in den Besitz des Sohnes des Landwirts. Während er die Mikwe zur Erweiterung des angrenzenden Kuhstalles um 1957 abriß, diente ihm die Synagoge weiter als Getreidespeicher. Über 50 Jahre wurde sie fremd genutzt und verfiel dadurch zusehends. Zentimeterdicker Getreidestaub lagerte sich auf den Wänden ab. Mäuse tummelten sich in ihr und frästen Gänge in die Wände. Mit der Zeit hing der Himmel nur noch in Fetzen herab, die Schieferfassade war beschädigt, ebenso das konstruktive Gefüge. Wegen der Einlagerung des Getreides achtete der Eigentümer wenigstens darauf, dass



*Der Synagogeninnenraum
vor der Restaurierung.
Bildarchiv Foto Marburg,
Nr. 414.895.*

der Innenraum trocken blieb, und erneuerte daher regelmäßig das Dach. Diese Maßnahmen bewahrten das Gebäude vor dem völligen Verfall.

1985 teilte die Gemeinde Weimar dem Landkreis Marburg-Biedenkopf mit, das Gebäude sei in einem so schlechten Zustand, dass es zu einer Gefahr werden könne. Die Synagoge wurde daraufhin zunächst unter Denkmalschutz gestellt, um einen Abbruch zu verhindern. Ziel des Landkreises war die Übernahme des Gebäudes durch die Gemeinde Weimar sowie seine Restaurierung in einer Drittelfinanzierung durch Gemeinde, Kreis und Land. 1989 erstellte ein Planungsbüro ein denkmalschutzrechtliches Gutachten, 1991 erwarb die Gemeinde Weimar die Synagoge mit finanzieller Unterstützung des Landkreises. Die Sanierung ging jedoch nur schleppend voran. Zwischen 1993 und 1995 wurde der erste Bauabschnitt, die Außensanierung, realisiert. Gleichzeitig erwarb schließlich doch der Landkreis Marburg-Biedenkopf das Gebäude für eine symbolische D-Mark und sorgte für die zügige Durchführung der Innensanierung, die im Herbst 1997 abgeschlossen wurde.

Am 10. März 1998 erfolgte in der Woche der Brüderlichkeit die feierliche Einweihung, an der ein zahlreiches Publikum, darunter mehrere Überlebende mit ihren Kindern und Enkelkindern, teilnahm.

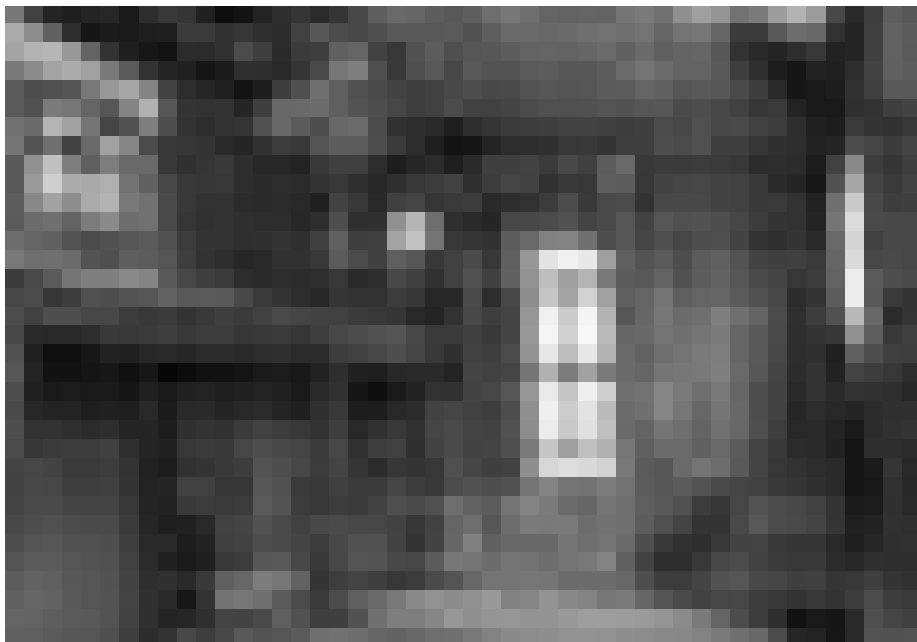
Das denkmalpflegerische Konzept sah vor, das „Erscheinungsbild des geschändeten Innenraumes als ‚Dokument des Augenblicks‘“ (Michael Neumann) zu erhalten. Die Synagoge wurde also nicht umfassend restauriert, sondern lediglich der vorgefundene baulich-statische Zustand gesichert, die Farbfassungen konserviert und höchstens leicht retuschiert. Erneuerungen wurden nur dort vorgenommen, wo es zur Nutzung unerlässlich war (im Wesentlichen betraf dies Fenster, Tür, Fußboden, Zugang zur und Geländer der Frauenempore). Aufgrund dieses Konzeptes, das große Beachtung gefunden hat, besitzt der Raum eine einzigartige Ausstrahlung.

Bereits Mitte der 1980er Jahre hatte sich eine kleine Interessengemeinschaft gebildet, die sich für den Erhalt der Synagoge einsetzte, Kontakte zu Überlebenden knüpfte und die Geschichte von Synagoge und Gemeinde erforschte. Diese gründete am 27. Januar 1996 den Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V. Am 14. Mai 1998 schloss der Landkreis



Die Landsynagoge in Roth heute.

Foto: A. Wenz-Haubfleisch



Die Frauempore an der Westseite und die Nordseite der Rother Synagoge.

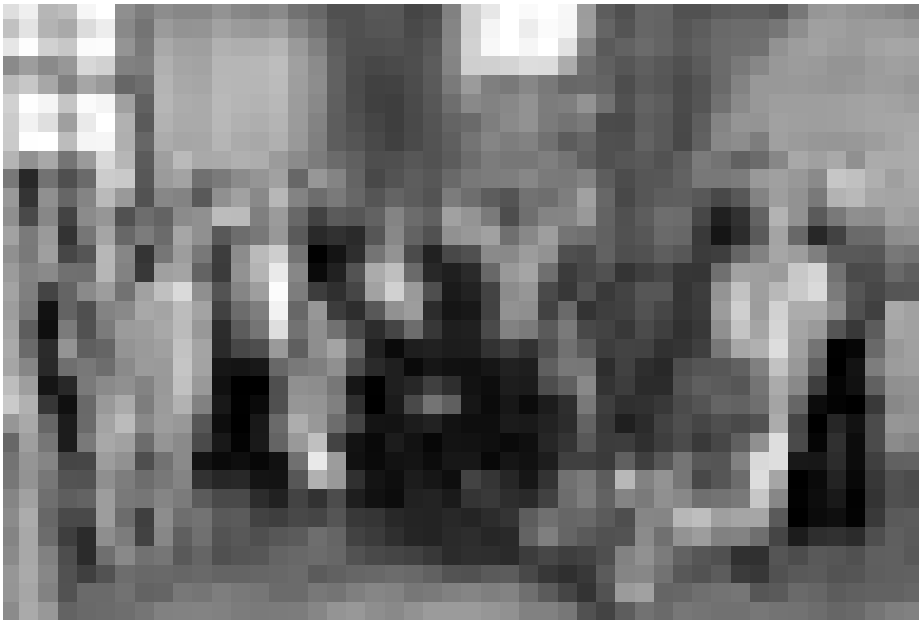
Foto: Landesamt für Denkmalpflege Hessen

Marburg-Biedenkopf einen Nutzungsvertrag mit dem Arbeitskreis. Seither ist er für die Gedenkstätten- und Kulturarbeit in dem Gebäude verantwortlich. Im Sommerhalbjahr stellt er regelmäßige Öffnungszeiten an Sonntagen sicher, bietet Sonderführungen in der Synagoge und auf dem jüdischen Friedhof sowie einen Dorfrundgang an, präsentiert ein Jahresprogramm, das Vorträge, Konzerte, Ausstellungen und Vieles mehr umfasst. Hervorgehoben seien die bald 45 Rother Synagogengespräche, die historische und aktuelle Themen aufgreifen, darunter auch ein Dialog der Religionen, der muslimische, jüdische und christliche Sichtweisen thematisiert. Mit seiner Kulturarbeit möchte der Verein an die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bewohner Roths und umliegender Dörfer sowie der europäischen Juden überhaupt erinnern, zugleich aber die Vielfalt der jüdischen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart lebendig werden lassen und schließlich aktuelle Fragen von Antisemitismus, Gewalt und Rassismus aufgreifen.

Ein besonderes Anliegen ist dem Verein die Arbeit mit Schülern. Für die 2 km entfernte Gesamtschule Niederwalgern ist die Synagoge außerschulischer Lernort, seit 2011 besteht zudem ein Kooperationsvertrag, auf dessen Grundlage alle achten Klassen einen ganzen Projekttag in der Synagoge verbringen. Dabei werden die Lehrerinnen und

Lehrer von der ehemaligen Vorsitzenden Gabriele C. Schmitt begleitet und unterstützt. In Kleingruppenarbeit wird an Materialien (u.a. Zeitzeugeninterviews, zeitgenössischen Briefen, einer Ausstellung, einem sog. Dorfrundgang in Plakatform), die unterschiedliche Zugänge bieten, zur Geschichte, Verfolgung und Vernichtung der Rother Juden gearbeitet. Die Gruppen präsentieren sich gegenseitig ihre Arbeitsergebnisse. Ein Gedenken am zerbrochenen Davidstern mit den Namen aller Ermordeten, einer künstlerischen Arbeit von Gabriele C. Schmitt, schließt die Veranstaltung ab. Oftmals werden solche Schülergruppen auch in die Gedenkarbeit, etwa zum Novemberpogrom 1938, eingebunden.

Der Erkundungstag für Grundschulkinder stellt das zweite, regelmäßige pädagogische Angebot dar. Unter dem Motto „Wir entdecken die Rother Synagoge“ werden Kinder der umliegenden Grundschulen in jedem Herbst zu einem ganzen Samstag in der Synagoge eingeladen, an dem sie mit jüdischer Religion und der Geschichte vor Ort mit dem Kopf und auch sinnlich vertraut gemacht werden. Die beliebte Veranstaltung wurde viele Jahre von Renate Blöcher und Dr. Frances Schwarzenberger-Kesper geleitet, mittlerweile ist Judith Oehler in die Fußstapfen von R. Blöcher getreten.



Anlässlich des 15-jährigen Jubiläums des Arbeitskreises Landsynagoge Roth im Jahr 2011 konnten die Mitglieder, darunter die langjährige Vorsitzende Gabriele C. Schmitt (7. von rechts), fast 20 Gäste aus den USA begrüßen: ehemalige Rother Juden mit ihren Kindern und Enkeln.

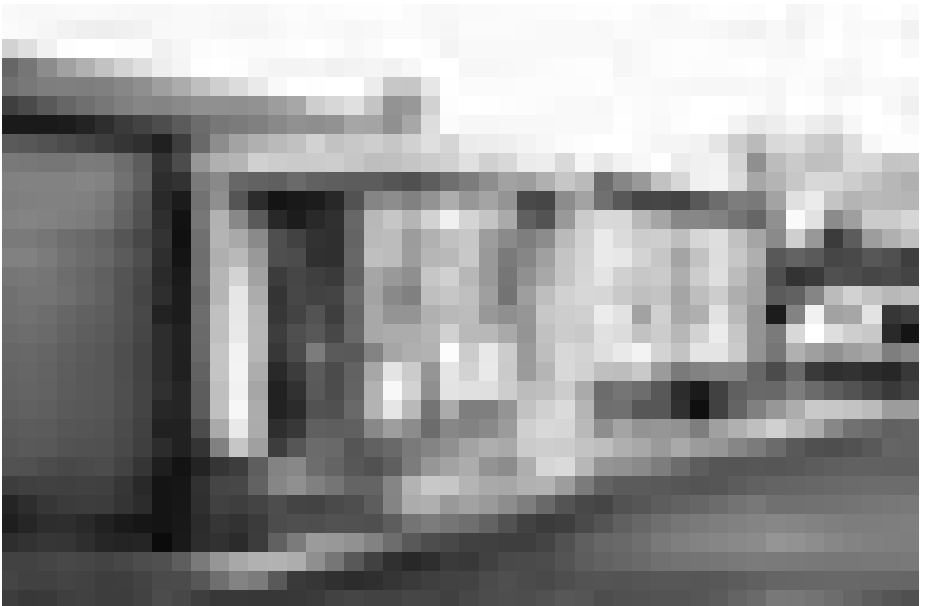
Foto: Marco Koch

Karin Brandes:

Gedenkstätte und Museum Trutzhain – vom Kriegsgefangenenlager zur Gemeinde

Seit 2003 existiert mit Gedenkstätte und Museum Trutzhain die vierte zentrale NS-Gedenkstätte in Hessen. In ihr wird insbesondere an das Schicksal der Kriegsgefangenen unter dem NS-Regime erinnert.

Die heutige Dauerausstellung befindet sich in einer ehemaligen Wachbaracke des Kriegsgefangenenlagers STALAG IX A Ziegenhain. Sie dokumentiert die Geschichte dieses besonderen Ortes von der Entstehung des Lagers unmittelbar nach dem Überfall Nazi-Deutschlands auf Polen 1939 bis zur Gründung der Gemeinde Trutzhain 1951. Anhand der Regionalgeschichte werden die nationalsozialistische Expansions- und Rassenpolitik und die völkerrechtswidrige Behandlung der Kriegsgefangenen thematisiert, ihre Leiden, das Sterben und ihren Missbrauch zur Zwangsarbeit ebenso wie die Folgen des Krieges mit Flucht und Vertreibung. Zentrales Thema der Gedenkstätte ist jedoch die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers STALAG IX A Ziegenhain.



Gedenkstätte und Museum Trutzhain

Foto: Gedenkstätte und Museum Trutzhain

Nach der Befreiung des Kriegsgefangenenlagers am 30. März 1945 diente es der US-Armee zunächst als Entlassungslager für die befreiten Kriegsgefangenen, im Anschluss bis 1946 als Civil Internment Camp 95 zur Internierung von Wehrmachts-, SA-, SS- und NSDAP-Angehörigen. Zwischen 1946 und 1947 fanden jüdische Displaced Persons (DPs), Überlebende der Shoah, eine zeitweilige Unterkunft in den Baracken. Die US-amerikanische Militärregierung richtete im vormaligen STALAG das DP-Camp 95-443 für zumeist polnische Juden ein, die sich nach wiederholten antisemitischen Ausschreitungen in Polen erneut auf der Flucht befanden. Für sie war das Lager eine Durchgangsstation auf ihrer ersehnten Ausreise nach Palästina, in die USA oder ein anderes Land. Durch die ab 1948 in den Baracken einquartierten Heimatvertriebenen und Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland kam es schließlich 1951 zur Gründung der Gemeinde Trutzhain. Trutzhain ist heute ein Stadtteil von Schwalmstadt.

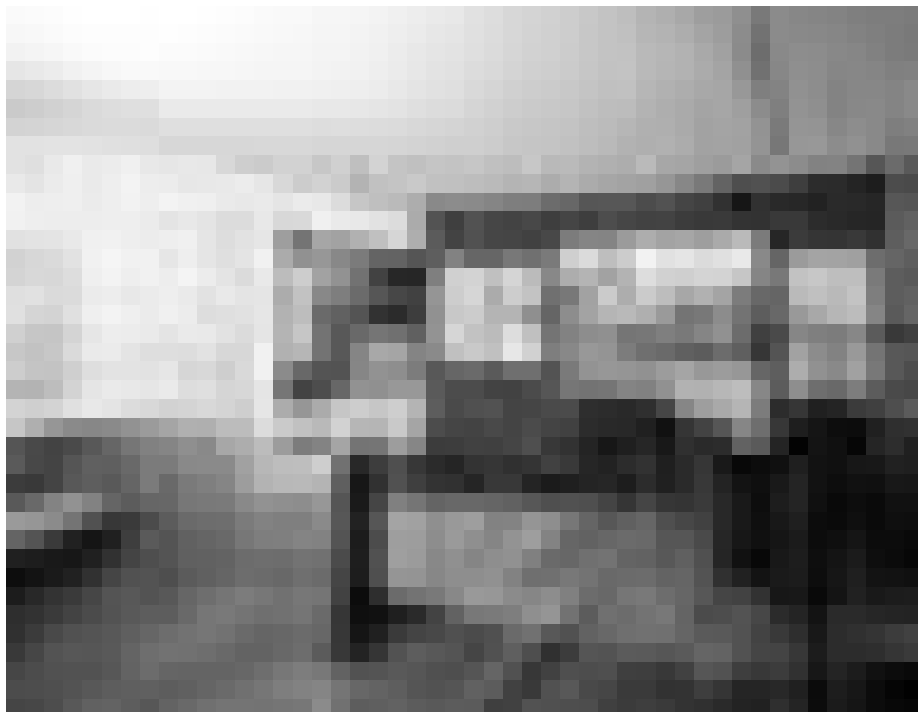
Nur an wenigen Orten lässt sich die jüngste deutsche Geschichte derart komprimiert nachvollziehen. Bis heute ist die Struktur des ehemaligen Lagers mit seiner zentralen Lagerstraße, der heutigen Hauptstraße Trutzhains, und den Barackenbauten trotz verschiedener Umnutzungen in großen Teilen erhalten und steht seit 1985 unter Denkmalschutz.

Dieser Außenbereich, zu dem auch die beiden Friedhöfe gehören, ist ein wesentlicher Bestandteil der Gedenkstättenkonzeption. Seit 2005 ist das Areal durch einen historischen Rundgang mit Hinweistafeln erschlossen und bietet damit eine Möglichkeit, sich außerhalb der Öffnungszeiten des Museums über die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers Ziegenhain zu informieren.

Gedenkstätte und Museum Trutzhain wurde am 27. Juni 2003 feierlich eröffnet und befindet sich in Trägerschaft der Stadt Schwalmstadt. Die Leitung übernahm bis 2010 die Marburger Historikerin Waltraud Burger. Die Weichen zur Einrichtung einer Gedenkstätte wurden jedoch bereits sehr viel früher gestellt:

Ein Großteil des musealen Bestandes der heutigen Dauerausstellung basiert auf der Sammlung des „Museums für den Frieden“, das 1983 in Privatinitiative (Horst Munk) gegründet und in Regie der Kyffhäuserkameradschaft Trutzhain mit Unterstützung der Vereinigung ehemaliger französischer Kriegsgefangener des Lagers Ziegenhain „Les Anciens du Stalag IX A“ aufgebaut wurde. Für beide Gruppen war das „Museum für den Frieden“ ein Symbol der Aussöhnung und der Verständigung zwischen den einstigen Kriegsgegnern. Eine angemessene Problematisierung der Unrechts- und Leidensgeschichte der sowjetischen Kriegsgefangenen fehlte darin ebenso wie insgesamt eine fundierte wissenschaftliche Darstellung der Geschichte des Lagers Ziegenhain mit all seinen Nutzungen, die Phase des jüdischen DP-Camp blieb vollkommen ausgeblendet.

Im August 1985 gründete sich der Arbeitskreis „Spurensicherung“ des Deutschen Gewerkschaftsbundes Kreis Schwalm-Eder unter der Leitung von Hans Gerstmann mit der



Ausstellung in Gedenkstätte und Museum Trutzhain Foto: Gedenkstätte und Museum Trutzhain

Zielsetzung, das Schicksal aller Lagerinsassen aufzuklären und auf die inzwischen in Vergessenheit geratenen sowjetischen Kriegsgefangenen und deren Gräber aufmerksam zu machen.

Schließlich begann über das Engagement von Einzelpersonen bzw. Gruppen hinaus auch von politischer Seite ein ernsthaftes Bemühen, sich der Vergangenheit des Nationalsozialismus anzunehmen und die wechselvolle Geschichte des Ortes Trutzhain systematisch wissenschaftlich erforschen zu lassen. Im April 1995 fasste die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Schwalmstadt einstimmig den Beschluss, das Museum mit einer erweiterten Konzeption in die ehemalige Wachbaracke des STALAG zu verlegen. Die Realisierung dieses Vorhabens wurde vor allem möglich durch die fachliche und finanzielle Unterstützung der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und des Hessischen Museumsverbandes und letztendlich durch die Gedenkstättenförderung des Bundes.

In diesem Jahr begeht Gedenkstätte und Museum Trutzhain ihr 10-jähriges Bestehen. Sie ist inzwischen zu einem wichtigen außerschulischen Lernort geworden. Für die ge-

denkstättenpädagogische Bildungsarbeit stehen neben Dauerausstellung und Gelände Erinnerungsberichte von ehemaligen Kriegsgefangenen, verschiedenartigste Dokumente, eine kleine Fachbibliothek, Materialsammlungen, schulgerechte Arbeitsblätter sowie Zeitzeugenfilme zur Verfügung. Regelmäßig finden Lehrerfortbildungen statt.

Zum ständigen Angebot gehören darüber hinaus Führungen zu unterschiedlichen Themen der Gedenkstätte, Projektstage ebenso wie Abendveranstaltungen mit Vorträgen, Lesungen und Zeitzeugengesprächen. Ebenfalls regelmäßig werden Sonderausstellungen gezeigt.

Hans Gerstmann:

Vom Lagerfriedhof II des STALAG IX A zur Mahn- und Gedenkstätte

Nach der Befreiung des STALAG IX A trat auf dem Lagerfriedhof keine Friedhofsruhe ein. Nach der Exhumierung des Amerikaners im Sommer 1945 wurde im Februar 1946 eine weitere Umbettung einer Familie vorgenommen, die nicht wollte, dass der Vater „bei den Nazis“ bleibt und ihn daher auf dem Heimatfriedhof beerdigte.

Im Dezember 1949 und Januar 1950 betteten die Franzosen ihre Verstorbenen in ihre Heimatgemeinden um. Ihnen folgten im Dezember 1957 die Italiener, die auf einen zentralen italienischen Soldatenfriedhof bei Frankfurt am Main überführt wurden. Inzwischen drängte die Bundeswehr, nachdem sie den Truppenübungsplatz in Schwarzenborn übernommen hatte, darauf, die zwölf verstorbenen Internierten, die auf einem kleinen Friedhof in der Mitte der Schießbahnen beerdigt worden waren, nach Trutzhain umzubetten. Mit großer finanzieller Beteiligung der Bundeswehr wurde das Interniertenfeld umgestaltet. Teil dieser Umgestaltung war der große rote Sandstein, der in der Folgezeit Sammelpunkt für politisch rechte Gruppierungen wurde, die dort zum Hohn der hier ruhenden Kriegstoten ihre revanchistischen Gedenkfeiern abhielten, über die bei Martin Grzimek in seinem Buch „Trutzhain, ein Dorf“ nachzulesen ist.

Die folgenden Umgestaltungen haben von der Bedeutung dieses Ortes immer weiter weggeführt. Nach der Beseitigung der Nummernpflöcke auf dem sowjetischen Gräberfeld ging für Besucher das Gefühl verloren, sich auf einem Kriegsgräberfriedhof zu befinden. Die Pflöcke ließ der Landrat entfernen, um so den Einsatz von Mähmaschinen zu ermöglichen, die die Pflegearbeiten kostengünstiger gestalteten. Allerdings nahm das Kreisbauamt zuvor alle Gräber in einem Lageplan auf. Diese Pflöckentfernung hat das Gewicht der sichtbaren Gräber stark aufgewertet. Das in der Folge errichtete Steinkreuz



Der Lagerfriedhof II des STALAG IX A

Foto: Gedenkstätte und Museum Trutzhain

mit der Inschrift „Hier ruhen mahndend in fremder Erde Tote des Weltkriegs 1939–1945“ kann die notwendigen Informationen nicht liefern und so wurden die sowjetischen und serbischen Kriegstoten erneut verleugnet und dem Vergessen preisgegeben. Dass diese Entwicklung nicht zufällig oder nur Ergebnis unüberlegter Aneinanderreihung verschiedener Arbeitsaufträge gewesen ist, zeigte das Hinweisschild „Interniertenfriedhof“ an der Bundesstraße. Die Existenz dieser Interniertengräber, die keine Kriegsgräber sind und somit dem Friedhof- und nicht dem Kriegsgräbergesetz unterliegen, führt uns täglich die Verzagtheit der Verantwortlichen vor Augen, verbrieftes Recht durchzusetzen.

Die Arbeitsgruppe „Spurensicherung“ im DGB Schwalm-Eder konstituierte sich, um diese nächsten Schritte auf dem sicherlich schwierigen Weg vorzubereiten und dann auch zu gehen. Ein Schwerpunkt der Arbeit wurde der „Russenfriedhof“, der inzwischen „Interniertenfriedhof“ hieß. Der Schwalm-Eder-Kreis, das Regierungspräsidium in Kassel, die Stadt Schwalmstadt und die Kriegsgräberfürsorge in Kassel konnten zur Zusammenarbeit gewonnen werden. Auf der Grundlage des vom Landkreis aufgenommenen Plans wurde die Umgestaltung konzipiert und umgesetzt. Vor der Umgestaltung lagen die

Gräber der Kriegsgefangenen aus Osteuropa unter einer Rasenfläche verborgen. Nun wurden sie durch Stein-Einfassungen und Bronzetafeln kenntlich gemacht. Am 1. September 1992 konnte die Kriegsgräberstätte in einer Feierstunde der Öffentlichkeit übergeben werden. Sie wurde, wie der damalige Bürgermeister Gerd-Friedrich Huck erklärte, auf Initiative des Arbeitskreises „Spurensicherung“ im DGB Schwalm-Eder von der Stadt Schwalmstadt zu einer Mahn- und Gedenkstätte mit überörtlicher Bedeutung umgestaltet: „Damit wurde hier erstmals der internationalen Verpflichtung für die Kriegstoten Rechnung getragen.“ [HNA, 26.08.1992]. Bereits zuvor wurde am 24. Dezember 1986 auf Empfehlung der Trutzhainer Herbert Heidenreich und Eduard Hübler ein neues russisch-orthodoxes Kreuz am sowjetischen Gräberfeld mit finanzieller Unterstützung der Stadt Schwalmstadt aufgestellt.

Anzahl und Namen der sowjetischen und serbischen toten Kriegsgefangenen waren bis auf eine Ausnahme bis 1992 unbekannt. In der Zwischenzeit sind weitere 369 Namen von Toten des Lagerfriedhofs II bekannt geworden. Das Umdenken in Russland und speziell die Tatsache, dass die Rote Armee ihre Archive öffnet und Unterlagen ehemaliger sowjetischer Kriegsgefangener ins Internet stellt, hat die Suche erleichtert und neue Zugänge eröffnet. Jetzt kommen auch Anfragen aus Russland: Kinder und immer öfter die Enkelkinder fragen nach Vätern oder Großvätern und erfahren meistens erst durch diesen Fund, dass sie als Kriegsgefangene ins Reichsgebiet zur Zwangsarbeit verbracht worden waren und hier ihr Leben verloren.

Annegret Wenz-Haubfleisch:

„Niemals schweigen gegenüber Hass und Diskriminierung“

Lebensbeispiel Herbert Roth, gewidmet aus Anlass seines 90. Geburtstags am 17. Oktober 2013

Im Oktober 1936 feierte Herbert Roth als letzter jüdischer Junge in Roth seine Bar Mizwa. Die Lebensumstände der Familie ließen damals keine besondere Feierfreude aufkommen. Mutter Selma war zwei Jahre zuvor plötzlich an einer schweren Infektion gestorben, Vater Markus 1935 in der Presse heftig denunziert worden wegen angeblich unlauteren Handels. Sein Geschäft mit Frucht und Düngemitteln war daraufhin praktisch zum Erliegen gekommen. Die Familie lebte vom Ersparten und dem, was eine kleine Landwirtschaft abwarf. 1936 hatte der Vater zwar wieder geheiratet, Toni Stern aus Roth, eine



Herbert Roth 2006 in der Landsynagoge Roth, Foto: Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V.

Verwandte seiner Frau, doch mit der Stiefmutter musste sich der Junge noch anfreunden. Zur Familie gehörten ferner zwei jüngere Geschwister, Irene, geboren 1925, und Walter, geboren 1929, sowie die betagten Großeltern Emma und Herz Stern. 1937 starb auch die Großmutter.

Die Kinder, vor 1933 integriert in die Dorfjugend – Herbert liebte besonders das Fußballspiel auf den Wiesen an der Lahn –, wurden nun von den einstigen Kameraden, die in HJ-Uniformen schlüpfen, vom gemeinsamen Spiel ausgeschlossen. Lehrer Knott hetzte im Unterricht jeden Morgen gegen Juden und beendete dies mit dem Satz „Anwesende ausgeschlossen“, womit er jedoch besonders die jüdischen Kinder traf. Zu der traurigen und schwierigen familiären Situation trat die Isolation durch Ausgrenzung.

Markus Roth erkannte schnell, dass seine Familie und er keine Zukunft mehr in Deutschland hatten, darum bemühte er sich mit allen Mitteln um eine Auswanderung. Seinen Ältesten schickte er vorsorglich zum Englischunterricht nach Marburg. Im Sommer 1938 war es endlich soweit: Verwandte seiner Ehefrau Toni in den USA hatten Affidavits gestellt, und so konnte die Familie in Bremerhaven mit vielen anderen Auswanderern ein Schiff besteigen und Nazi-Deutschland entkommen. Den betagten

Großvater mussten sie allerdings zurück lassen. Er zog nach Frankfurt, zunächst zu einer Verwandten, dann in ein Altersheim. Auch Tonis Mutter und zwei Brüder erlangten keine Ausreisepapiere. Alle vier wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert und überlebten den Holocaust nicht.

Die Familie begann ein neues Leben in Chicago, wohin es viele jüdische Auswanderer aus Deutschland zog und bereits eine verwandte Familie Stern aus Roth 1937 eingewandert war. Markus Roth, der einst selbstständige Geschäftsmann, wurde zum Lohnarbeiter in einem Schlachthof, leistete schwere Arbeit und ernährte seine Familie mühsam. Toni Roth, die wenige Monate nach der Einreise einem kleinen Mädchen, Helen, das Leben schenkte, litt unter der ständigen Angst um ihre geliebten Verwandten. Herbert setzte alles daran, um in dem neuen Land heimisch zu werden und diese letzten, so bedrückenden Jahre seiner Kindheit hinter sich zu lassen. Er sprach bald nur noch Englisch, lernte fleißig und schaffte einen beachtlichen sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg.

In Chicago lernte Herbert seine Frau Elsa kennen, ebenfalls Kind deutscher jüdischer Emigranten, aus Bad Dürkheim gebürtig. 1948 heirateten sie, 1950 und 1954 wurden ihre beiden Töchter Janet und Deborah geboren. Sie haben fünf Enkelkinder und eine Urenkelin.

Nachdem er 1954 Roth erstmals nach Kriegsende einen kurzen Besuch abgestattet hatte, reiste er Anfang der 1970er Jahre mit seiner ganzen Familie nach Roth, um ihr seinen Geburtsort, das Haus, die Gräber der Vorfahren zu zeigen. 1982 führte ihn seine immer noch vorhandene Fußballbegeisterung zurück nach Europa, um an der Weltmeisterschaft in Spanien teilzunehmen. Gleichzeitig hatte er seiner Tochter Deborah versprochen, nach Roth zurückzukehren und sich auf die Fährte der Familiengeschichte im Marburger Land zu begeben. Herbert knüpfte Beziehungen, besuchte Archive und forschte. In Gesprächen mit einem Freund im Nachbardorf Wolfshausen reifte bereits die Idee, auf dem jüdischen Friedhof einen Gedenkstein zu errichten für die ermordeten jüdischen Bewohner Roths.

1984 wurde dieser Gedenkstein in einer bewegenden Feier, die ein Rabbiner der amerikanischen Streitkräfte und der örtliche Pfarrer mitgestalteten, gewidmet von den Brüdern Herbert und Walter Roth, eingeweiht. Durch Herberts Engagement kehrten aus diesem Anlass erstmals weitere Überlebende in die einstige Heimat zurück.

1987, knapp 50 Jahre nach Herbert Roths Emigration, gab mir der Pfarrer von Roth ein Manuskript von über 40 Seiten, ein Abriss zur Geschichte der Juden von Roth in englischer Sprache, mit der Bitte um eine Übersetzung ins Deutsche. Der Autor war Herbert Roth. Ich übertrug es ins Deutsche und sandte es dem mir bis dahin unbekanntem Herrn mit der Bitte um Autorisierung nach Chicago. Bereits im Mai 1988 besuchte mich Herbert Roth das erste Mal – eine Begegnung, aus der sich eine enge Freundschaft entwickelte, die nun schon 25 Jahre währt.

Dieser Besuch markierte zugleich den Beginn einer Beziehung zu einem engagierten Personenkreis, der das Ziel verfolgte, die Rother Synagoge zu erhalten und zu einem Ort des Gedenkens, des Lernens und kultureller Begegnungen auszugestalten, aus dem 1996 schließlich der Arbeitskreis Landsynagoge Roth hervorging. Und es wurde eine Beziehung, die wesentlich dazu beitrug, dass Überlebende, Kinder und Enkelkinder aus weiteren jüdischen Familien zu ihren Wurzeln zurückgekehrt sind und dauerhafte Bande zum Arbeitskreis geknüpft haben. Nach unserer ersten Begegnung 1988 kam Herbert Roth regelmäßig nach Roth, mit größtem Interesse begleitete er die Fortschritte in der Restaurierung und unsere Pläne zur späteren Nutzung der Synagoge. 1992 begleiteten ihn bereits seine Tochter Deborah, inzwischen selbst Mutter, mit ihrem Sohn, seine Schwester Helen und deren Sohn. 1996 flog ich das erste Mal nach Chicago. Damals hatte Herbert ein Treffen aller jüdischen Überlebenden aus Roth organisiert, ein für mich aufregendes und intensives Erlebnis, bei dem ich von der nun beinahe abgeschlossenen Restaurierung der Rother Synagoge berichten konnte. Vielleicht trug diese erste, positive Begegnung dazu bei, dass zur feierlichen Einweihung der Synagoge im Jahre 1998 die meisten, die ich damals traf, der Einladung des Landkreises Marburg-Biedenkopf folgten, zum großen Teil begleitet von Kindern und auch von Enkelkindern.

Nicht nur dauerhafte Beziehungen sind so entstanden, sondern auch fortwirkende Kooperationen der zweiten und mittlerweile auch der dritten Generationen. Eine aus Anlass der Einweihung der Synagoge gezeigte Ausstellung über das Schicksal von vier Rother jüdischen Familien wurde auf Initiative von Herberts Tochter Deborah Roth-Howe nach Amerika gesandt und dort von ihr, ihren Eltern und Mitarbeitern des Hatikvah Holocaust Education Centers in Springfield/Massachusetts übersetzt, überarbeitet und ergänzt für ein US-amerikanisches Publikum. Sie wurde 2004 unter Teilnahme fast aller Rother Überlebenden und Nachkommen sowie der Vorsitzenden des Arbeitskreises und mir feierlich eröffnet. Inzwischen wurde die Ausstellung von der University of Massachusetts in Amherst übernommen, gleichzeitig wurde dort von dem renommierten Professor James E. Young ein Center for Holocaust and Memorial Studies gegründet. Schließlich wurde auch eine Wanderausstellung produziert, die seither durch die USA tourt und nicht selten von anderen Nachkommen Rother Überlebender des Holocausts in ihre Städte geholt wurde, zum Beispiel nach Longbeach, St. Louis oder Cincinnati. Die Ausstellung trägt dazu bei, die Beziehung zwischen den Holocaust-Überlebenden in den USA und dem Arbeitskreis in Roth zu festigen.

Sicherlich nicht zufällig, sondern aufgrund ihrer Familiengeschichte als Enkeltochter von Holocaust-Überlebenden, engagiert sich Leah Roth-Howe, Tochter von Deborah, inzwischen für Fragen von Heilung und Versöhnung nach Genoziden. So hat sie mehrere Monate in Kambodscha in einem entsprechenden Projekt mit Jugendlichen gearbeitet und stieß dort zu einem vom Deutschen Entwicklungsdienst geförderten Filmprojekt. Im Januar 2010 war sie mit ihrem Lebensgefährten und ihrer Mutter Deborah eine ganze

Woche beim Arbeitskreis zu Gast in Roth und hielt mehrere Vorträge in Schulen, an der Universität Marburg sowie in der Synagoge in Roth über ihre Projekte in Kambodscha. Für Leah schloss sich, gerade mit dem Vortrag in der Rother Synagoge am 27. Januar zum Holocaust-Gedenktag, ein Kreis. Man kann auch sagen, das Staffelholz wurde von der Generation der Überlebenden an die nachfolgenden Generationen weitergegeben.

Herbert Roth hat über Jahrzehnte bis heute enge Verbindungen zum Arbeitskreis gehalten. Seit 1988 war er in kurzen Abständen mit seiner Frau, manchmal auch mit weiteren Familienmitgliedern zu Gast. Er hat die zunächst kaum für möglich gehaltene Restaurierung mit größtem Interesse begleitet, sprach als Vertreter der Überlebenden bei der Eröffnungsfeier bewegende Worte, und auch später immer wieder vor Publikum in der Synagoge, vor Schulklassen der Gesamtschule Niederwalgern und gab Interviews. Immer wieder lautete seine Aufforderung: „Lasst uns unsere Kinder lehren, niemals schweigend oder gleichgültig zu sein, wenn Hass und Diskriminierung gelehrt, gerechtfertigt oder gefördert werden, von welcher Organisation auch immer und insbesondere von der eigenen Regierung“ (zitiert und übersetzt nach Deborah Roth-Howe, *Wrestling with Legacy: An Intergenerational, Cross-Cultural Response to the Holocaust*, in: *Smith College Studies in Social Work*, vol. 77, 2007, S. 7-24, hier S. 23). Seine Botschaft ist dem Arbeitskreis Landsynagoge Roth Verpflichtung zu einer in die Zukunft gerichteten Erinnerungsarbeit für Demokratie, Toleranz und Respekt über alle weltanschaulichen und religiösen Unterschiede hinweg.

Karin Brandes:

Auf der Suche nach dem Schicksal der Väter, Großväter und Urgroßväter

Eine wichtige Aufgabe kommt Gedenkstätte und Museum Trutzhain bei der Schicksalsklärung der Opfer zu, da die Gedenkstätte vor allem auch ein Ort der Erinnerung an die Opfer der NS-Gewaltherrschaft ist. Am 1. September jeden Jahres findet auf der Mahn- und Gedenkstätte Waldfriedhof Trutzhain eine offizielle Gedenkveranstaltung statt.

Da die Lagerkartei, in der alle Kriegsgefangenen des Lagers Ziegenhain erfasst wurden, nicht mehr vorliegt, besteht ein Forschungsziel darin, die in Parallelüberlieferungen ermittelten biografischen Daten zu Kriegsgefangenen und Angaben zu Arbeitskommandos zusammen zu führen und in Datenbanken zu sammeln. Mittlerweile konnten die Namen und weitere Angaben von über 30.000 ehemaligen Kriegsgefangenen ermittelt werden, zu mehr als 2.800 Arbeitskommandos liegen heute Informationen vor (Stand Mai 2013).

Doch insgesamt gibt es zu den genauen Lebens- und Verfolgungsschicksalen der einzelnen Kriegsgefangenen nur sehr wenige Angaben, sie beschränken sich größtenteils auf nüchterne Fakten wie Geburts- oder Sterbedaten, Einsatzorte zur Zwangsarbeit, Lazarettaufenthalte etc. So lässt sich zumeist nur erahnen, welche Leiden sich hinter diesen Eintragungen verbergen. Erinnerungsberichte von Kriegsgefangenen des Lagers Ziegenhain gibt es, verglichen mit der Anzahl der registrierten Gefangenen (im September 1944 waren es über 53.000 Internierte), nur wenige und persönliche Zeugnisse von sowjetischen Kriegsgefangenen so gut wie keine. Wie unerlässlich die weitere Forschung für die Gedenkstättenarbeit ist, zeigt sich bei den Anfragen von Angehörigen ehemaliger Kriegsgefangener des STALAG IX A Ziegenhain, die die Gedenkstätte aus Frankreich, England, Australien, Italien, Belgien, den Niederlanden und zunehmend aus Russland erreichen. Sie möchten Genaueres oder überhaupt etwas über das Schicksal ihrer Väter, Großväter und inzwischen Urgroßväter erfahren – auch 68 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Im November 2012 erreichte die Gedenkstätte Trutzhain ein Schreiben der Französischen Verbindungsmission beim Internationalen Suchdienst (ITS) Bad Arolsen. Im Namen der Tochter des 1974 verstorbenen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Armand Célestin Barreau wurde darum gebeten, „... bei der Beschaffung sämtlicher Informationen betr. die Gefangenschaft und die Beschäftigung ihres oben genannten Vaters sowie bei der Suche nach dessen ehemaligen Arbeitgebern behilflich zu sein“ [Schreiben Ambassade de France an die Gedenkstätte und Museum Trutzhain, 6.11.2012]. Wie es in dem Schreiben weiter heißt, sei Herr Barreau im STALAG IX A Ziegenhain unter der Kriegsgefangenennummer 31355 interniert und auf einem Gestüt eingesetzt worden. Der Name des ehemaligen Arbeitgebers und des Ortes waren bis dahin unbekannt, doch solle es sich dabei um eine nette Familie gehandelt haben, bei der Herr Barreau als Schmied und bei Holzarbeiten eingesetzt worden sei. Das Gut habe sich in der Nähe eines Parks befunden, wo etwa 600 Pferde gehalten wurden, deren Blut zur Herstellung von Impfstoffen diene. Dem Schreiben waren Bilder beigelegt, die das Arbeitskommando und weitere Aufnahmen von Jugendlichen und Kindern zeigten. Auf der Rückseite eines Fotos befindet sich der Vermerk „Elnhäuser's Jugend v. 9.8.1942“. Für die weitere Recherche waren dies wichtige Hinweise auf einen möglichen Einsatzort in der Nähe der Behringwerke, da diese für Fleckfieberversuche Pferdeserum benötigten. Eine Abfrage in der Datenbank ergab schließlich ein Arbeitskommando mit der Nr. 1929 in Elnhausen, das 1942 aus französischen Kriegsgefangenen bestand. Über Herrn Barreau selbst lagen bis dahin keine Informationen vor.

Im März 2013 konnte schließlich eine Suchanfrage in der Oberhessischen Presse gestartet werden. Bereits am folgenden Tag meldete sich die 83-jährige Katharina Junck (geb. Muth), die auf den Fotos sich und den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Armand Célestin Barreau erkannte. Armand Barreau arbeitete in der Stellmacherei und

in der Landwirtschaft ihres Vaters in Elnhausen (heute ein Stadtteil von Marburg). Die Unterkunft der Gefangenen sei auf den Neuhöfen gewesen, einem nahe gelegenen Gut [Oberhessische Presse, 12.03.2013 und 13.03.2013]. Ganz offensichtlich war der Kriegsgefangene Barreau Frau Junck in bester Erinnerung geblieben, denn auch sie wollte sofort Kontakt zur Tochter aufnehmen.

Eine Anfrage im Herbst 2010 an die Gedenkstätte Trutzhain betraf die schmerzhafteste Suche der Tochter eines französischen Kriegsgefangenen nach einem Teil ihrer Lebensgeschichte.

Der Arbeitseinsatz von Millionen Kriegsgefangener erwies sich für das NS-Regime zunehmend als ein Problem: Obwohl es streng darauf bedacht war, Kontakte zwischen Deutschen und „Fremdvölkischen“ mit allen Mitteln zu unterbinden, entwickelten sich dennoch Bekanntschaften, freundschaftliche Begegnungen und auch Liebesbeziehungen. Nicht nur für die Kriegsgefangenen und zivilen Zwangsarbeitskräfte sondern auch für die deutsche Bevölkerung bestand eine beständige Bedrohung, da bereits allgemeinhin menschliche Verhaltensweisen im Umgang mit den ausländischen Arbeitskräften kriminalisiert und unter Strafandrohung untersagt waren. In besonderer Weise richteten sich die Sanktionsmaßnahmen bei „verbotenem Umgang“, wie der Straftatbestand hieß, gegen deutsche Frauen und Mädchen. Beziehungen zu westlichen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern wurden mit Gefängnis für beide bestraft. Wurde hingegen eine Liebesbeziehung zu einem Polen, Serben oder Russen bekannt, so bedeutete dies das Todesurteil für den Mann. Die betroffenen Frauen kamen in Straf- oder Konzentrationslager. Nicht selten waren es die Nachbarn, die diese Liebesbeziehungen denunzierten. Viele dieser Frauen blieben ihr Leben lang Ausgestoßene. Und selbst wenn sie mit Glück einer Verfolgung entgingen, schwiegen sie. Auch heute noch umgibt viele Familiengeschichten eine Mauer des Schweigens.

Auch im Fall der Familie aus Schorbach konnten offene Fragen erst nach dem Tod der Mutter bzw. Großmutter gestellt werden. Zunächst war es der Enkelsohn, der Näheres über seinen Großvater erfahren wollte. Das einzige, was von ihm übrig geblieben war, war ein Foto, das einen französischen Kriegsgefangenen namens „Anton“ zeigte. Auf der Rückseite des Fotos befand sich ein Prüfstempel des STALAG IX A Ziegenhain. Irgendwann einmal hatte die Tochter von der Existenz des leiblichen Vaters erfahren, doch schien es ihr unmöglich, mit ihm in Kontakt treten zu können. Der Hinweis auf das STALAG Ziegenhain führte schließlich doch zu einer Suchanfrage. Eine Recherche in der Datenbank der Gedenkstätte ergab weitere Informationen. So ließ sich ermitteln, dass es sich bei dem französischen Kriegsgefangenen sehr wahrscheinlich um Antoine B. gehandelt haben musste, der dem Arbeitskommando 489 in Schorbach angehörte und dort zwischen 1942 und 1945 auf dem Hof der Großmutter als Landarbeiter tätig war [HStAM, LA 180 Ziegenhain, Nr. 7582]. Eine Anfrage beim Internationalen Such-

dienst in Bad Arolsen erbrachte den Hinweis, dass Antoine B. 1993 in Frankreich verstorben war. Angaben über die Grabstätte sowie über eventuelle Hinterbliebene seien trotz Nachfrage von den französischen Behörden nicht mitgeteilt worden [Schreiben vom 16.03.2011].

Die Hartnäckigkeit des Enkels und private Kontakte nach Frankreich zeitigten schließlich Erfolg. Der Wohnort von Antoine B. konnte ermittelt werden ebenso wie die Tatsache, dass es zwei Halbgeschwister in Frankreich gab. Bis zur Kontaktaufnahme vergingen weitere Monate. Die ersten Reaktionen aus Frankreich waren ablehnend. Erst nachdem Kopien der archivarischen Quellen und das Foto vorlagen, wich die Abwehr der Neugier. Im vergangenen Jahr fand die erste Begegnung der Halbgeschwister statt.

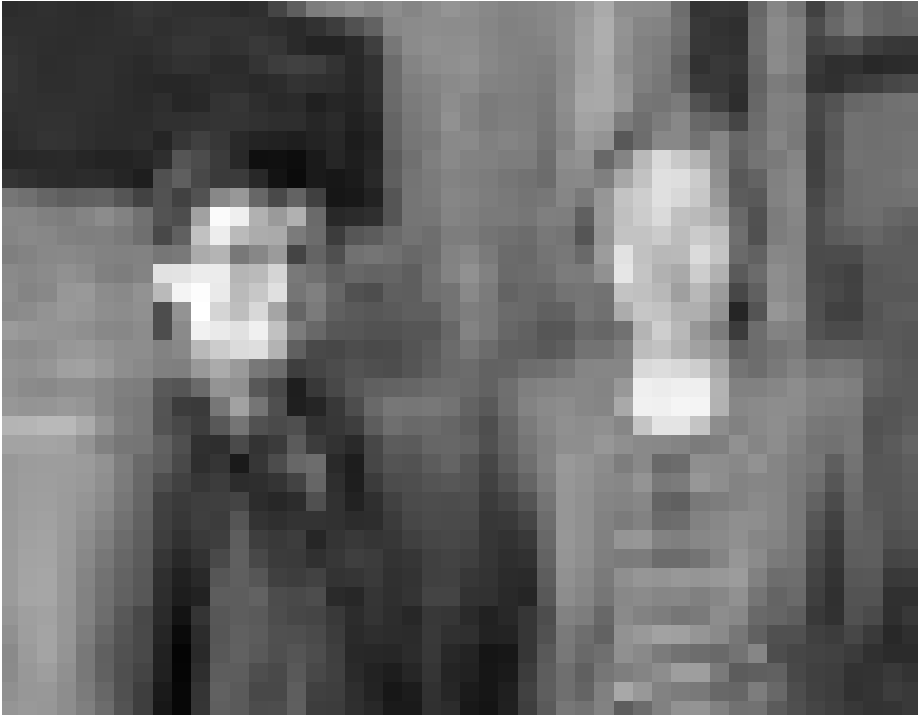
Monika Hölscher:

„Kleine Gedenkstätten vor Ort sind so wichtig!“

Karin Brandes ist hauptamtliche Leiterin der Gedenkstätte und Museum Trutzhain, einer der vier regelmäßig vom Land Hessen geförderten Gedenkstätten, die 2013 ihr 10-jähriges Bestehen feiert, Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch im Hauptberuf Archivarin am Staatsarchiv Marburg und ehrenamtliche Vorsitzende des Arbeitskreises Landsynagoge Roth e.V. Beide haben in Marburg studiert, die eine Kunstgeschichte, die andere Geschichte mit Schwerpunkt Mediävistik. Doch seit vielen Jahren liegt ihr Arbeitsschwerpunkt auf der Erforschung der NS-Zeit und speziell auf der von Opfern. Das bedeutet bei Karin Brandes die Arbeit zu Kriegsgefangenen im ehemaligen STALAG IX A in Ziegenhain und bei Annegret Wenz-Haubfleisch zu Juden des Dorfes Roth, Gemeinde Weimar.

So wichtig für beide die Aufarbeitung der Geschichte vor Ort ist, so ziehen sie ihre Motivation doch besonders aus der Begegnung mit betroffenen Menschen. Das sind, fast 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, mittlerweile auch sehr oft bereits die Nachkommen von ehemaligen Kriegsgefangenen und jüdischen Bewohnern. Diese zwischenmenschlichen Beziehungen bedeuten für sie sehr viel.

Aus der Geschichte für unsere Gesellschaft lernen, versöhnen und neue Brücken bauen, ist Annegret Wenz-Haubfleisch außerordentlich wichtig. Sie wurde durch den Besuch des ehemaligen Rother Juden Herbert Roth 1988 besonders animiert. Diese Begegnungen mit ehemaligen jüdischen Bewohnern von Roth und deren Kindern und Enkelkindern gehören zum festen Bestandteil der Arbeit des Arbeitskreises Landsynagoge Roth. „Kinder von Zeitzeugen verstehen ihre Eltern mitunter nach einem Besuch besser, wenn sie



Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch und Karin Brandes.

Foto: Monika Hölscher

das Leben vor Ort kennengelernt, Verbindung zu ihren familiären Wurzeln aufgenommen haben", erzählt sie. Dabei fiel einmal der Satz: „You are my German family.“ Wert legt die Vorsitzende jedoch auch darauf, dass die 350-jährige Geschichte der Juden in Roth als Ganzes in den Blick genommen wird. Eine Reduzierung auf die nationalsozialistische Zeit wird nicht nur in Roth zunehmend kritisch gesehen. Es sollen bei einer solchen Aufarbeitung beispielhaft die Lebensverhältnisse des Landjudentums deutlich werden und dass es vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten viele Jahrhunderte ein Miteinander von Juden und Christen in der Gemeinde gegeben hat, das nicht nur von Spannungen geprägt war, sondern ebenso friedlich und harmonisch verlief.

Tief betroffen waren sie und alle anderen Mitglieder des Arbeitskreises, als 2012 der jüdische Friedhof geschändet worden war: Pinkfarbene, auf dem Kopf stehende Kreuze auf Grabsteinen, ein Hakenkreuz auf dem Gedenkstein für die Opfer der Shoah, umgeworfene Grabsteine. „Man fragt sich dann schon“, meint Annegret Wenz-Haubfleisch nachdenklich, „war diese jahrelange Arbeit umsonst?“ Sie habe sich in diesem Moment vor den

Zeitzeugen geschämt. Doch deren Reaktion hat sie überrascht: „Es tut uns so leid, dass euch das passiert ist!“ Für die Archivarin, die selbst aus Roth kommt, zeigt das: „Mit den Jahren ist das Vertrauen bei den Zeitzeugen und deren Nachfahren gewachsen. Das ist das Schönste an der Arbeit!“

Karin Brandes hat bei ihrer Arbeit viel mit ehemaligen Kriegsgefangenen und deren Nachkommen zu tun, wobei die Kontaktaufnahme dieser Menschen aus unterschiedlichen Gründen stattfindet. „Bei den Russen geht es darum: Wo sind die Gräber? Bei den Franzosen eher, wo waren die Arbeitgeber meines Vaters, Großvaters?“, erläutert sie. Diesen Menschen helfen zu können, ist für die Leiterin der Gedenkstätte Trutzhain sehr wichtig. Wenn über solche Begegnungen oder Besuche in der örtlichen Presse berichtet wird, würden sich auch nach wie vor Einheimische sehr oft noch an Ereignisse erinnern.

Als eine der Hauptaufgaben in der Gedenkstätte sieht Karin Brandes die pädagogische Arbeit. Es werde für Schulen jedoch immer schwieriger, außerschulische Lernorte aufzusuchen, was sie zum Teil auch auf die verkürzte Gymnasialzeit zurückführt. Wo jedoch Kontakte zu Lehrern bestünden, würde es weiterlaufen. Sehr froh ist sie, dass sie seit einem Jahr einen abgeordneten Lehrer für vier Stunden in der Woche habe, der in die Schulen geht, Kolleginnen und Kollegen anspricht und das pädagogische Programm vorstellt. Seit 1992 besteht bereits eine Kooperation mit der Carl-Bantzer-Schule in Schwalmstadt. Um die Hauptschüler an den Themenkomplex heranzuführen, würde man sie mit der Pflege des Waldfriedhofs betrauen. Während dieser praktischen Arbeit würden Fragen aufkommen und eine ganz andere Verbundenheit entstehen. Irgendwas bleibt bei den Schülerinnen und Schülern hängen, da ist sich Karin Brandes sicher. Für sie sind die kleinen Gedenkstätten vor Ort sehr wichtig, da sie zeigen, dass die „große Geschichte“ bis in die kleinsten Orte vorgedrungen ist.

Das Thema Rechtsextremismus ist seit Jahren im Schwalm-Eder-Kreis aktuell. Immer wieder kommt es zu Vorfällen, die auch von den Medien aufgegriffen werden. Im Kreis wird jedoch mittlerweile ganz intensiv gegengesteuert, erläutert Karin Brandes. Das Bundesprogramm „Toleranz fördern – Kompetenz stärken“ ist beim Landrat angesiedelt, läuft sehr gut und zeigt inzwischen Wirkung. Zum wiederholten Mal wird eine Woche „Schwalmstadt bleibt bunt“ durchgeführt, bei der viele andere Akteure eingebunden sind.

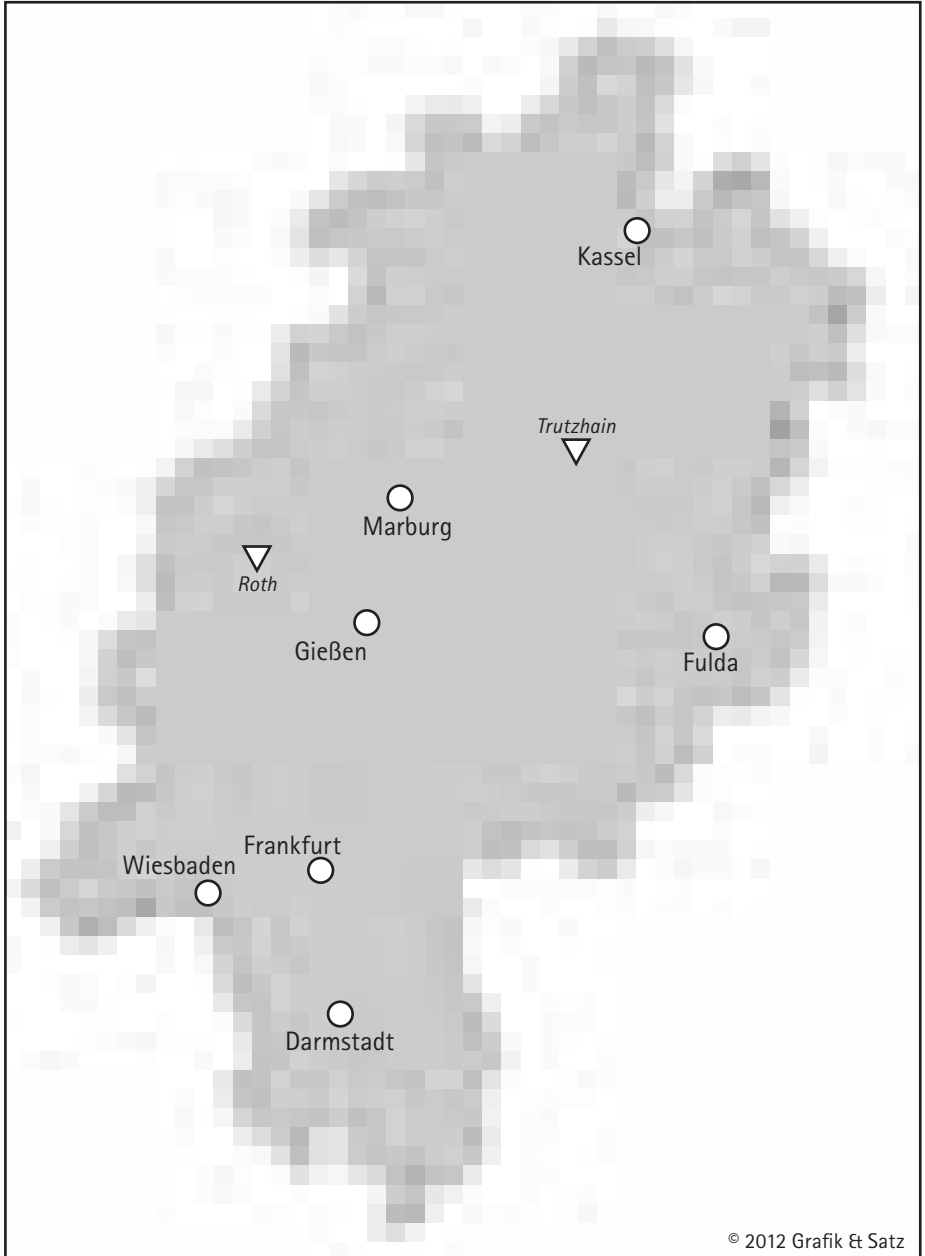
Bei ihrer Arbeit wird Karin Brandes von Ehrenamtlichen unterstützt, ohne die die Gedenkstätte gar nicht laufen würde, der Rother Arbeitskreis arbeitet ausschließlich ehrenamtlich. Beiden Frauen bereitet, wie so vielen anderen auch, der fehlende Nachwuchs Sorge. Neben Vorträgen, Publikationen, Führungen, Forschung, Verwaltung, Organisation u.v.m. gehören auch Angebote wie Lehrerfortbildungen zu ihren Programmen, um Lehrern zu zeigen, welche pädagogischen Ansätze man in Gedenkstätten verfolgen kann

und Interesse zu wecken, mit Schulklassen zu kommen. Aktuell bieten sie gerade eine zu außerschulischen Lernorten an, in die auch das Dokumentations- und Informationszentrum in Stadallendorf sowie die Arbeitsstelle Archivpädagogik am Staatsarchiv Marburg eingebunden sind. Doch beiden ist auch klar, dass an eine Ausweitung der pädagogischen Arbeit vor Ort kaum zu denken ist: Dafür fehlen die Mitarbeiter.

Trotz der schwierigen finanziellen Lage der Kreise und Kommunen werden beide Einrichtungen im Rahmen der Möglichkeiten unterstützt, doch ohne Sponsoren und Kooperationen geht es nicht mehr. Auch das Netzwerk hessischer Gedenkstätten, 1997 von der damaligen Leiterin des Referats III bei der HLZ, Renate Knigge-Tesche, ins Leben gerufen, ist eine große Hilfe bei der täglichen Arbeit.

Im Laufe der letzten Jahre erhielten beide Einrichtungen zahlreiche Preise für ihre Arbeit:

- 2003 Träger des Otto-Ubbelohde-Preises (Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V.)
- 2005 Hessischer Denkmalschutzpreis (Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V.)
- 2006 Erster Förderpreis Hessische Heimatgeschichte (Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V.)
- 2008 Förderpreis der Sparkassen Kulturstiftung Hessen-Thüringen (Gedenkstätte und Museum Trutzhain)



© 2012 Grafik & Satz

Informationen und Kontakte zu den beiden Gedenkstätten:

Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V.
Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch (Vorsitzende)
Ockershäuser Allee 39
35037 Marburg
E-Mail: info@landsynagoge-roth.de
www.landsynagoge-roth.de

Adresse der Synagoge: Die Landsynagoge Roth befindet sich im alten Ortskern des Ortsteils Roth der Gemeinde Weimar (Lahnstraße 27, 35096 Weimar; Hessen, Landkreis Marburg-Biedenkopf).

Gedenkstätte und Museum Trutzhain
Karin Brandes (Leiterin)
Seilerweg 1
34613 Schwalmstadt-Trutzhain
Telefon: 06691-710662
E-Mail: info@gedenkstaette-trutzhain.de
www.gedenkstaette-trutzhain.de

Mit dieser Schriftenreihe der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) soll einer breiteren Öffentlichkeit die vielfältige und oft auch mutige Arbeit der Geschichtsforschenden vorgestellt werden. Behandelt werden sollen in dieser Reihe nicht nur die hessischen Gedenkstätten und Erinnerungsorte zum Nationalsozialismus, sondern auch Schicksale einzelner Menschen oder verfolgter Gruppen.